

Der verrückte Horn.

Humoreste von Freiherrn von Schlicht.

Der Herr Major Oberberg gehörte zu jenen wenigen glücklichen Menschen, die mit sich und ihrem Geschick vollständig zufrieden sind und die da nicht zum Himmel beten, daß es besser wird, sondern die da nur mit dem ganzen Schmelz ihrer Stimme singen: „Ach, wenn es doch immer so blie — be.“

Der Herr Major singt im Tenor, der Andere im Bariton — die Stimmen sind verschieden wie die Charaktere und die Gesinnungen — der Eine singt's hoch, der Andere singt's tief.

Der Major sang es tief, denn er verfügte über einen ganz gewaltigen zweiten Bass. Die Einen sagten, der Major hätte eine tiefe Stimme vom vielen Essen, die Anderen behaupteten: vom vielen Trinken.

Daß der Major viel aß, konnte kein Mensch leugnen, selbst der Herr Major selbst nicht. Er behauptete, es seiner Gesundheit schuldig zu sein.

Er trank schnittweise. Und zu jedem Schnitt gehörte ein Bomerlunder, ein Kümmler — das hatte er sich angewöhnt, seitdem er aus dem warmen Süden nach dem rauhen Norden versetzt worden war. Er war einer der nordlichsten Bataillonkommandeure und er begriff nicht, warum man ihn nicht mit seinem Bataillon abspanne, um Andree zu suchen. Er kannte den schönen Vers: „Arbeit und Thätigkeit, ist was das Herz erfreut“, aber er fand die Worte bloßförmig, nach seiner Meinung war nur der glücklich, der noch weniger als gar nichts zu thun hatte.

Er selbst that absolut gar nichts. Böse Jungen behaupteten, er wisse nicht einmal, wo seine Kaserne sei. Das war nun entschieden feste Verläumdung, aber allzu oft ließ er sich in dem Kasernenamt allerdings auch nicht sehen. Es ging auch so — wozu hatte er denn einen tüchtigen Adjutanten und einen noch tüchtigeren Bataillonschreiber?

Der Major that gar nichts, er fühlte sich sicher in seiner kleinen Garnison, in der er ein selbstständiges Bataillon führte. Die Garnison, in der die beiden anderen Bataillone seines Regiments mit einem hohen Regimentsstab lagen, war weit entfernt und Gott sei Dank war die Eisenbahnverbindung derartig miserabel, daß kein Vorgesetzter kam, wenn er nicht unbedingt kommen mußte.

Die Vorgesetzten kamen auch nicht, denn unbedingtes Weisse befand sich das Bataillon trotz seines Kommandeurs in tadelloser Verfassung. Daran waren die Herren Hauptleute Schuld, die mehr als glücklich waren, einen Vorgesetzten zu haben, der sich um gar nichts kümmerte.

Vergahen es die Aeris aber einmal, wie gut sie es hatten und hummelten sie beim Exercieren, dann sagten die Hauptleute: „Jung, seid nicht faul. Wenn Ihr bei der Befichtigung nichts leistet, bekommt Ihr einen anderen Major — der ist nicht so gut, das kann ich Euch heute schon sagen. Zwar weiß ich nicht, wer der Nachfolger wird, aber das weiß ich, einen so guten Major, wie Ihr ihn jetzt habt, bekommt Ihr nie wieder. Merkt Euch das!“

Und die Leute merkten es sich und waren bei dem Exercieren die trummern Knochen so hoch in die Luft, daß die Sonne sich schnell hinter einer Wolke verbergte, weil sie fürchtete, daß ihr ein Kommissärfleisch an die Nase fliegen werde — jener Kommissärfleisch, dessen Sohle, wie das Gesetz es befiehlt, sechs- und dreißig Eisennägel zieren.

Während die Leute auf dem Exercierplatz ihre Knochen lahm und steif marschirten, lag der Herr Major zu Hause auf seiner Chaiselongue, rauchte und las.

Mit Vorliebe las er Zola und Cataudano, aber auch die Bücher Lombroso's wies er nicht zurück, wenn sie in einem Postpaket aus der Lebibibliothek der Residenz die Schwelle seines — parbon — jungfräulichen Hauses überschritten. Er las alles, nur nicht die drei Bücher, die nur für den Soldaten geschrieben sind: das Exercierreglement, die Felddienordnung und die Schießvorschrift.

Hatte er genug gelesen und geraucht, so zog er sich die Dede über die Ohren und schlief, bis sein Bursche ihm das Mittagessen brachte. Er aß stets bei sich zu Hause.

Nach beendeter Diner hielt der Herr Major seinen „Verbauungsschlummer“, dessen Quantität und Qualität sich nach dem während der Mahlzeit genossenen Rotwein richtete.

Mit dem Glodenschlag 6 ging es zu dem Nachmittagschoppen, der bis um 8 Uhr dauerte und mit dem Glodenschlag 8 nahm der Abendschoppen seinen Anfang.

Mit dem Glodenschlag 11 erhob sich der Herr Major — das war manchmal mit einigen Schwierigkeiten verbunden, denn von dem langen Essen wird man leicht fett. Ding es garnicht, dann hatten freundliche Hände. Zuweilen geleitete sein Adjutant ihn auch nach Haus — bis zur Haustür ließ der liebe Herr sich dies auch immer ruhig gefallen, aber sobald der Schlüssel im Schlüsselloch steckte, wurde er groß.

„Sagen Sie, bitte,“ fuhr er dann seinen Repliker an, „wer sind Sie eigentlich? Was wollen Sie denn hier? Wie kommen Sie dazu, mit mir zu gehen, ohne daß ich Sie dazu aufgefordert

Der Finger Gottes.

Von Camille Lemonnier.

Deutsch von Wilhelm Thal.

I.

Die Landschaft schlief im tiefen Schatten, in dem furchtbaren Schatten einer Dezembernacht, und nichts rührte sich im Hause des Bauern, weder sein Weib, das ruhig schliefend im Bette lag, noch in den Wägen, in denen mit ruhigem Athem die Kinder träumten, noch der in seiner Hütte schlummernde Hund, noch das Vieh, das in der dumpfen Stallluft auf dem Boden lag und schnarchte.

Bloßlich aber ruft eine Stimme durch das tiefe Schweigen: „Bauer, steh auf und geh zur Stadt!“

Gehorfam kleidet sich der Bauer an, und seine Hände machen die schwerfälligen Bewegungen von Menschen, die noch nicht ganz wach sind. Die Dunkelheit bildet eine feste Mauer um ihn her und er sieht auf dem Boden nur ein Licht aus seinen Augen, dem weißlichen Scheine einer Fackel ähnlich.

„Wo gehst Du hin?“ fragt sein Weib.

„Dorthin, wo man mich erwartet,“ versetzte er. Vermundet richtet sie sich im Bette auf und fragt ihn, was ihn erwartete.

„Das weiß ich nicht,“ entgegnete er und zuckt die Achseln.

Nun schilt sie ihn zornig mit scharfen Worten, die zu anderen Zeiten wie Peitschenhiebe in seine Ohren fallen würden.

„Der Hahn hat nur in Deinem Hirn gekräht, Mann, sicher hast Du Herengas gegeben. Leg' Dich nur wieder hin, bis es Tag wird.“

„Nein,“ erklärt er.

Der Kiesel wird zurückgeschoben, und ruhig wie ein Mensch, der irgend eine nützliche Arbeit beginnt, tritt er hinaus. Langsam, mit dem Schritt der Nachtwanderer, wandelt er durch das tiefe Dunkel, das auf den Feldern lagert.

Woran denkt er auf seiner düstern Wanderung? An den Acker, den er umspülen muß, sobald er heimgekehrt, an den Jins, der in fünf Tagen fällig ist, an die unerbittlichen Forderungen des Besitzers; er denkt an sein verhängnisvolles, hartes und einträgliches Leben, an das er gestern gedacht, und an das er alle Tage denken wird, die Gott ihm schenkte; er denkt an nichts anderes. Ein eisiger Wind macht ihn schauern, ist das schon der nahe Tag, der über die Felder faust oder ist es noch der strenge Hauch der Nacht? Er weiß es nicht und geht seines Weges weiter.

Jenseits der Steinmauer liegt die Stadt in dem schmerzlichen Schlafe, den weder das Hellen des Stralles, noch das dumpfe Rollen des Schrittes stört.

Ohne einen Augenblick zu zögern, betritt der Mann das Labyrinth der Straßen, mit einer Sicherheit, als wandere er im hellen Scheine der Mittagssonne dahin. Und dabei hat ihn Niemand den Weg gezeigt, den er wandern soll; doch nichts hält ihn zurück, zur bestimmten Stunde am bestimmten Orte zu sein.

Von Straße zu Straße kommt er endlich auf einen offenen Platz, dessen im Kreis gebaute Häuser auf sein Kommen zu warten schienen. Vom anderen Ende kommt ein Unbekannter auf ihn zu und fragt:

„Bauer, wie spät ist es?“

Der Bauer hebt den Kopf zum Thurme empor, den man nur infolge eines noch tieferen Dunkelens unter den anderen Häusern erkennt, die in der schwarzen Nacht wie ertrunkene da liegen. Und über der dahinjehenden Schattenmasse bricht aus dem schwarzen Fächerblatt eine Flamme los, die auf seine Augen stärker wirkt, als der Schein eines Praxdes.

„Es ist vier Uhr,“ antwortet er.

Er glaubt, diesen nächtlichen Wanderer, dessen Augen und Stirn er nicht zu erkennen vermag, schon irgendwo gesehen zu haben; doch so verschleiert seine Augen auch sind, sie bleiben in den Fibern seines Hirnes unvergesslich eingegraben, besser und schärfer, als wenn die Sonne sie mit ihrem scharfen Lichte bestrahlt hätte.

Raum hat der Fremde sich entfernt, so nimmt der Bauer seine Wanderung wieder auf und wandelt mit demselben schweren Schritt durch das Labyrinth der Stadt, die stumm und düster da liegt, wie eine Metropolis. Um die Zeit am Zifferblatt der Turmuhr zu lesen, hat er zwei Meilen Wegs zurückgelegt, und jetzt kehrt er unter dem Blüten der erwachenden Röhre nach Hause zurück.

Nichts weiter hat er gesehen als diesen Mann, der sich für die Ewigkeit in sein Gedächtniß eingegraben hat.

II.

Ein Jahr vergeht, und die Stimme läßt sich im Schweigen der Nacht von Neuem vernehmen: „Steh auf und geh zur Stadt!“

Wie das erste Mal erhebt sich der Bauer, der unterwürfige Sklave einer gebieterischen Pflicht, auch diesmal.

„Wo gehst Du hin?“ fragt ihn sein Weib mit schlaftraumenden Sämen.

„Dorthin, wo man mich erwartet,“ erwidert er.

Nun setzt sie sich im Bette auf und fragt ihn, wer ihn erwartet, denn wie jedes Weib quält auch sie der Durst ewiger Neugier.

Er zuckt die Achseln und antwortet: „Ich weiß nicht.“

„Alter Herr,“ ruft sie zornig, „Dein Hirn ist sicherlich die Beute eines bösen Fiebers, daß Du das Heulen des Windes im Schornstein für das Krähen des

Der Finger Gottes.

Von Camille Lemonnier.

Deutsch von Wilhelm Thal.

I.

Die Landschaft schlief im tiefen Schatten, in dem furchtbaren Schatten einer Dezembernacht, und nichts rührte sich im Hause des Bauern, weder sein Weib, das ruhig schliefend im Bette lag, noch in den Wägen, in denen mit ruhigem Athem die Kinder träumten, noch der in seiner Hütte schlummernde Hund, noch das Vieh, das in der dumpfen Stallluft auf dem Boden lag und schnarchte.

Bloßlich aber ruft eine Stimme durch das tiefe Schweigen: „Bauer, steh auf und geh zur Stadt!“

Gehorfam kleidet sich der Bauer an, und seine Hände machen die schwerfälligen Bewegungen von Menschen, die noch nicht ganz wach sind. Die Dunkelheit bildet eine feste Mauer um ihn her und er sieht auf dem Boden nur ein Licht aus seinen Augen, dem weißlichen Scheine einer Fackel ähnlich.

„Wo gehst Du hin?“ fragt sein Weib.

„Dorthin, wo man mich erwartet,“ versetzte er. Vermundet richtet sie sich im Bette auf und fragt ihn, was ihn erwartete.

„Das weiß ich nicht,“ entgegnete er und zuckt die Achseln.

Nun schilt sie ihn zornig mit scharfen Worten, die zu anderen Zeiten wie Peitschenhiebe in seine Ohren fallen würden.

„Der Hahn hat nur in Deinem Hirn gekräht, Mann, sicher hast Du Herengas gegeben. Leg' Dich nur wieder hin, bis es Tag wird.“

„Nein,“ erklärt er.

Der Kiesel wird zurückgeschoben, und ruhig wie ein Mensch, der irgend eine nützliche Arbeit beginnt, tritt er hinaus. Langsam, mit dem Schritt der Nachtwanderer, wandelt er durch das tiefe Dunkel, das auf den Feldern lagert.

Woran denkt er auf seiner düstern Wanderung? An den Acker, den er umspülen muß, sobald er heimgekehrt, an den Jins, der in fünf Tagen fällig ist, an die unerbittlichen Forderungen des Besitzers; er denkt an sein verhängnisvolles, hartes und einträgliches Leben, an das er gestern gedacht, und an das er alle Tage denken wird, die Gott ihm schenkte; er denkt an nichts anderes. Ein eisiger Wind macht ihn schauern, ist das schon der nahe Tag, der über die Felder faust oder ist es noch der strenge Hauch der Nacht? Er weiß es nicht und geht seines Weges weiter.

Jenseits der Steinmauer liegt die Stadt in dem schmerzlichen Schlafe, den weder das Hellen des Stralles, noch das dumpfe Rollen des Schrittes stört.

Ohne einen Augenblick zu zögern, betritt der Mann das Labyrinth der Straßen, mit einer Sicherheit, als wandere er im hellen Scheine der Mittagssonne dahin. Und dabei hat ihn Niemand den Weg gezeigt, den er wandern soll; doch nichts hält ihn zurück, zur bestimmten Stunde am bestimmten Orte zu sein.

Von Straße zu Straße kommt er endlich auf einen offenen Platz, dessen im Kreis gebaute Häuser auf sein Kommen zu warten schienen. Vom anderen Ende kommt ein Unbekannter auf ihn zu und fragt:

„Bauer, wie spät ist es?“

Der Bauer hebt den Kopf zum Thurme empor, den man nur infolge eines noch tieferen Dunkelens unter den anderen Häusern erkennt, die in der schwarzen Nacht wie ertrunkene da liegen. Und über der dahinjehenden Schattenmasse bricht aus dem schwarzen Fächerblatt eine Flamme los, die auf seine Augen stärker wirkt, als der Schein eines Praxdes.

„Es ist vier Uhr,“ antwortet er.

Er glaubt, diesen nächtlichen Wanderer, dessen Augen und Stirn er nicht zu erkennen vermag, schon irgendwo gesehen zu haben; doch so verschleiert seine Augen auch sind, sie bleiben in den Fibern seines Hirnes unvergesslich eingegraben, besser und schärfer, als wenn die Sonne sie mit ihrem scharfen Lichte bestrahlt hätte.

Raum hat der Fremde sich entfernt, so nimmt der Bauer seine Wanderung wieder auf und wandelt mit demselben schweren Schritt durch das Labyrinth der Stadt, die stumm und düster da liegt, wie eine Metropolis. Um die Zeit am Zifferblatt der Turmuhr zu lesen, hat er zwei Meilen Wegs zurückgelegt, und jetzt kehrt er unter dem Blüten der erwachenden Röhre nach Hause zurück.

Nichts weiter hat er gesehen als diesen Mann, der sich für die Ewigkeit in sein Gedächtniß eingegraben hat.

II.

Ein Jahr vergeht, und die Stimme läßt sich im Schweigen der Nacht von Neuem vernehmen: „Steh auf und geh zur Stadt!“

Wie das erste Mal erhebt sich der Bauer, der unterwürfige Sklave einer gebieterischen Pflicht, auch diesmal.

„Wo gehst Du hin?“ fragt ihn sein Weib mit schlaftraumenden Sämen.

„Dorthin, wo man mich erwartet,“ erwidert er.

Nun setzt sie sich im Bette auf und fragt ihn, wer ihn erwartet, denn wie jedes Weib quält auch sie der Durst ewiger Neugier.

Er zuckt die Achseln und antwortet: „Ich weiß nicht.“

„Alter Herr,“ ruft sie zornig, „Dein Hirn ist sicherlich die Beute eines bösen Fiebers, daß Du das Heulen des Windes im Schornstein für das Krähen des

Hahnes Hüft.

Von Victor Lenz.

Deutsch von Wilhelm Thal.

I.

Die Wägen zittern unter den Stößen der weinenden Kinder, und in seiner Hütte heult der Hund mit feierlichem Wellen, während der Regen in Strömen auf das Dach peitscht, dessen Balken wie die Knochen eines Ringkämpfers trachen, der im Begriffe ist, im Kampfe zu unterliegen.

Der Bauer stößt die Thüre seines Hauses auf und wandert in dem eisigen Regen, gegen den Sturm ankämpfend, dahin. Die Schlossen peitschen seine Knochen, der Sturm schüttelt ihn wie einen schwachen Ast, und er denkt an seine klapprige Hütte, und an sein Weib, das in dieser Stunde, vom Regen gequält, im Bette sitzt; das würde genügen, um jeden andern zur Rückkehr zu bewegen. Trotzdem geht er mit festem, abgemessenen Schritte weiter, wie ein Mann, der genau weiß, daß er zu bestimmten Stunde ankommt.

Die Räume, die Räume, die Hütten verschwinden nach und nach hinter ihm; er durchschreitet das Stadthor, und wie in jener andern Nacht bewegt er sich ruhig durch die dunkeln Straßen. Kein Licht — länzt in dieser dichten Finsternis, aber seine Füße tragen ihn sicher, als wenn ihm jemand mit einer Fackel auf dem Wege voranginge. Endlich erhebt sich vor ihm ein großes Gebäude, einer riesenhaften, versteinerten Nacht vergleichbar, und die Lampen, die hier und da die hohen Fenster beleuchten, lassen die dunkle Mauerwand noch schwärzer erscheinen. Während öffnet sich ein Thor vor dem Bauern, der den Rathschluss des Schicksals erfüllen soll, und langsam, wie unter einer unsichtbaren Hand, die ihn leitet, sich drehend, steigt er die Stufen einer Brantreppe empor, auf der sechs Gendarmen, die Musketen in der Faust, ihre harten, versteinerten Figuren zeigen.

Stumm und ruhig geht der Landmann durch die Gruppe, ohne daß ihn Jemand anhält, und er befindet sich plötzlich in einem Saal, wo schwarz gebleichte Richter unter den ausgebreiteten Armen eines großen Christus sitzen. Auf die hohen Arkaden der Wölbung fallen die schwankenden Reflexe der Laternen in zitterndem Licht auf die Menge, die Richter, den öffentlichen Ankläger, und dort hinten in dem finsternen Halbton, in welchem schon jetzt — wie eine prophetische Warnung — das endlose Dunkel der Gefängnisse zu gähnen scheint — auf das blasse Gesicht des Mannes, den man verurtheilen will.

Das Schweigen des Grabes senkt sich hernieder auf die unbewußte Versammlung; doch plötzlich spricht der Präsident und seine Worte tönen hoch und dumpf wie ein Stein, der in einen Abgrund tollt:

„Angellagerter, Gott ist Zeuge, nur ein Akt hat Sie retten. Wo waren Sie zur Stunde, als dieses entsetzliche Verbrechen begangen ward?“

Der Angellagerter erhebt sich von seiner Bank und erwidert:

„Ich war auf dem Marktplatz; ein Bauer ging vorüber; ich fragte ihn, wie spät es ist, er antwortete mir: „Vier Uhr.““

„Wie ist sein Name?“

„Das weiß ich nicht!“

„Wo wohnt er?“

„Das weiß ich nicht!“

„Angellagerter, richten Sie im Stande, diesen Mann wieder zu erkennen?“

In den Qualen der Todesangst wandte der Unglückliche langsam den Kopf der im Dunkel geblühten Menge zu, die da im Gerichtssaale versammelt war. Schon war alles aus, und das Urtheil sollte gefällt werden, als er mit der Herzweilung des Schiffbrüchigen, der eine Rettungsplanke auf dem Wasser schwimmen sieht, die beiden Hände ausstreckte und mit gellender Stimme schrie:

„Da ist er!“

Und wie Donner und Trompeten erklang die Schrei des Unschuldigen durch den Saal, während der Mörder, den die innere Stimme hergetrieben, wie vom Blitz zerschmettert zu Boden stürzte.

Großmamas Einfall.

Von Victor Lenz.

„Es wird beim besten Willen nicht gehen, lieber Hans — sieh, ich bin schon ganz hin!“

Sie sah ihn so hilflos an bei diesen Worten und schien wirklich so ermt, daß der Kommerzrath allen Ernstes darob dachte, den Arzt kommen zu lassen. Davon wollte nun freilich die Rätthin nichts wissen: was würden denn die Gäste denken? Nein, gar so schlimm sei es nicht — ein Stündchen Ruhe wird ihr die nötige Spannkraft wiedergeben, und dann wird sie am Ende doch noch an dem Festmahl theilnehmen können. Eine Geburtstagsfeier ohne Geburtstagskind — wie würde denn das aussehen?

Gut also — sie solle nur immer ein Weibchen ausspannen, da könne sie sich auch noch irgend einen recht großen Wunsch ausdenken, den er erfüllen wolle. Er dachte dabei an eine prächtige chinesische Waise, die ihr jüngst in der Leipziger Straße ausnehmend gut gefallen.

Er ließ sich von ihr einen Kuß auf die Wangen brüden und küßte selbst das feine weiße Nackenhändchen, das sie ihm reichte. Und als sie dann langsam davontraute in dem kostbaren schwarzen Seidenkleid, blidte er ihr lange, lange nach, mit einem Ausdruck von Mühsung und Mitleid, der seinen trotz des hohen

Alters noch recht energischen Jüngen etwas Sympathisches verlieh.

Sein liebes gutes Mütterchen! Es war ja auch kein Wunder, daß sie sich müde fühlte nach diesem strapazösen Morgen. Ist der Mensch erst achtzig Jahre alt, dann wird ihm selbst die Freude zur Last. Schon beim ersten Hahnenschrei hatte der Mummel begonnen: zuerst das Ständchen, das der Sängerkor der Fabrikleute dem hochverehrten Geburtstagskinde brachte, dann die Hunderde von Glückwunschscheiben, die Blumenpendeln, Geschenke, Deputationen und einzelnen Gratulanten — es war ja alles sehr schön, gewiß, aber auch sehr anstrengend. Allein die nächste Verwandtschaft, Kinder und Schwiegerkinder, Entel und Urentel, Neffen und Nichten, zählten gegen dreißig Köpfe — und jedes wollte die gute Großmama doch wenigstens zwei, drei Minuten lang für sich haben! Er fand es sogar recht erstaunlich, daß sie das alles noch so glatt überstanden hatte. Sie war ja eine wahre Riesin im Vergleich mit ihm und wies ein Humor, was für lustige Einfälle! Lachen mußte er, wenn er nur daran dachte. Kaum zwei Jahre älter war er als sie, aber wenn er sich so anfas, mit den gelähmten Gliedern, fast immer im Krankenstuhl sitzend — war er nicht neben ihr ein richtiger Krüppel?

Das heißt, sein Geist war immer noch frisch und stark, wie bei einem der Jüngsten. Mit seinen zueindundachtzig Jahren und blieb er immer noch das maßgebende Oberhaupt seiner weitverbreiteten Familie und der eigentliche Chef der altrenommierten Firma Hellmann & Co., Metallwaarenfabrik, deren Leitung er nur zu seiner geschäftlichen Entlastung an die beiden ältesten Söhne abgegeben hatte. Er hätte denjenigen sehen mögen, der es gewagt haben würde, in irgend einer wichtigen Angelegenheit sich ihm zu widersetzen! Einfach zermalmt hätte er ihn in seinem Zorn.

Nur zu gut kannte ihn die Rätthin von dieser Seite. Und darum hatte sie nicht erst den Versuch gemacht, ihm von jener — jener „Geschichte“ zu hören.

Sah er etwa nicht, daß eigentlich nur die Erinnerung daran es war, was sie heute so bedrückte?

Aber er hatte es einmal geschworen, daß eine Unwürdige seine Schwelle nicht mehr überschreiten durfte. Hart mußte er bleiben, hart um jeden Preis. Die arme Rätthin mußte es überwinden... „Franz!“

Der alte Diener des Hauses, der zur Feier des Tages die blaue Galafröcke trug, erschien in der Thüröffnung.

„Fahre mich in den Salon zurück — zu den Gästen!“

„Zu Bett wollen Sie mich bringen? Nicht doch — legen Sie mir nur ein Kissen dort in jenen Sessel! Und wenn eine junge Dame mit einem Kinde kommt — sie heißt Frau Guffow und wird die Hintertreppe benutzen — dann führen Sie sie jogleich zu mir, hier in dieses Zimmer!“

Die Kammerjungfer war noch nicht lange im Hause — sie wußte nichts von jener „Geschichte“. Das ganze Hauspersonal hatte der Rath damals vor drei Jahren entlassen — bis auf Franz, dessen er nicht entlassen konnte, der ihm aber dafür mit einem heiligen Eide Schweigen geschworen mußte.

Wenn sie es so bedachte, hatte ihr alter Hans sich in dieser Angelegenheit eigentlich etwas lächerlich benommen. Sie wußte ja nur zu gut, wie er sich selbst nach seinem „Friedchen“ sehnte. Was es denn nicht sein Liebling gewesen, das verwahrte, kleine Ding, das nach dem frühen Tode der Eltern in großväterlichen Hause als ein hübscher, munterer Wildfang aufgewachsen war? Er hatte ja die kleine Fritzgi so gern, viel lieber, als all die andern Entel und Enkelinnen, die so wohlgerogen und korrekter waren. Aber der Popanz von Autorität hatte es ihm angethan und ließ ihn nicht abgehen von der einmal getroffenen Entschcheidung.

„Nicht über die Schwelle darf sie mir kommen“ — dabei blieb er nun einmal.

Was hatte sie denn so Schlimmes verbrochen, die arme, kleine Fritzgi? In den hübschen Bildbauer Guffow hatte sie sich verknüpft, der im Atelier der Firma arbeitete. Das war alles. Und als Großpapa Hellmann seine Einwilligung zu einer Gerath mit diesem „Angestellten des Geschäftes“ verweigerte, na — da war sie eben in Gesellschaft ihres Erwählten auf und davon gegangen, hatte sich irgendwo im Ausland mit ihm trauen lassen und war nicht mehr zu ihnen zurückgekehrt.

Hübsch war das ja nicht und korrekter ganz gewiß nicht, — aber, du lieber Himmel, das menschliche Herz...

Und da, an Großmamas achtzigstem Geburtstag, war das erste Lebensreich von dem Frühlings gekommen. Vor vierundzwanzig Stunden hatte der Postbote der Rätthin einen Brief von Fritzgi gebracht: ob es wohl gerathen sei, fragte sie, daß sie mit ihrem kleinen Töchterchen unter den Feiernden erscheine? „Sonnig gehe es ihr gut, sie habe einen lieben und feiherigen Mann, der noch einmal sehr beehrt werden würde — und mehr könne doch schließlich auch die Entelin eines Kommerzienrathes nicht verlangen!“

Das waren Nachrichten, die die gute Großmama in nicht geringer Aufregung verles. Natürlich sollte ihr „Friedchen“ kommen, nichts Schöneres konnte sie sich zum Geburtstag wünschen. Wie aber sollte sie dem trotzköpfigen Alten die Sache beibringen, wie einen Schlag vermeiden?

Stundenlang sann sie und sann sie —

da kam ihr endlich der erlösende Gedanke.

„So wird's gehen“, sagte sie, still vor sich hinlächelnd. „So behält er seinen Willen — und ich hab' den meinigen brüden. Freuen wird's ihn nicht weniger als mich selbst.“

Auf ein Uhr Mittags hatte sie „Friedchen“ bestellt — jeden Augenblick konnte sie eintreten. Mit einem Baby würde sie kommen — „Friedchen“ mit einem Baby! Jetzt... klopfte es nicht? Wichtig! Die Rätthin richtete sich in ihrem Sessel auf und rief: „Gerein!“

Die Kammerzofe öffnete die Thür. Eine schlanke, junge Dame, mit einem kleinen, blonden Mädchen an der Hand, trat ins Zimmer.

„Großmama!“

„Friedchen!“

Einen köstlich duftenden Rosenstrauß im Händchen, stand die Kleine da und betrachtete mit verwunderten Augen die Gruppe der beiden Frauen, die sich unter lautem Schlußchen herzten und küßten.

Und dann kam an Hans selbst — so hieß die Kleine nach dem Großpapa — die Reihe des Geführtwerdens...

Eine Stunde wohl mochten sie in traulichem Rosen und Plaudern verbracht haben — da schien es der Rätthin, als ob ein unbeholfener, nur mit Mühe gedämpfter Schritt sich der Thür ihres Zimmers nahe.

„Jetzt kommt der Herr Rath — nun rasch dort hinein, meine Liebe!“

„Friedchen“ verschwand im Nebenzimmer, während die kleine Hans bei der Großmama blieb. Die öffnete jetzt die Thür, und herein trat, von Franz geführt, der Kommerzienrath. Der Diener ließ ihn sacht in einen Sessel gleiten und entfernte sich.

„Na, hübsch ausgeruht?“ fragte Rath Hellmann jovial.

„Dank, einigermäßen.“

„Und was... wer ist das da?“

„Sein Blick ruhte hellend auf der Kleinen, die mit ihren hellen blauen Augenlein schweigend zu ihm aufschaute.“

„Eine kleine Gratalantim ist's — rath's einmal, wem sie gebürt!“

Einen Augenblick starrte der Rath seine greise Gattin an — dann stieg helle Jorneröthe in sein Gesicht.

„Es ist i h r Kind! Sie ist zurückgekommen?“ klang es stahlhart von seinen Lippen.

„Ja — sie ist... hier.“

„Was?“ Sie hat es gewagt, meine Schwelle zu überschreiten?“

„Sie hat sie nicht überschritten — dort ist „Deine Schwelle!““

Sie wies lächelnd nach einem dicken, breiten Brett, das an das Kamin gelehnt war.

„Was... was soll das? Wüßt Du Dich über mich lustig machen, meine Liebe?“

„Ich habe die Schwelle vom Tischler formhennen lassen — wie konnte sie sie da überschreiten? So hast Du doch Deinen Willen, Alteschen, und mir... mir erfüllt Du einen großen Herzenswunsch — den größten, kann ich wohl sagen. So, Hans, und nun... nun verzeih' Dich nicht weiter... sag' Ja und Amen...“

Er hielt es nicht länger aus. Thränen — heiße, freibende Thränen entquollen seinen alten Augen. Und während er sich vorbeugte und den herzigen kleinen Blondkopf auf seinen Schoß emporzog, blüßte aus dem Nebenzimmer eine schlanke Frauengestalt auf ihn zu und sank an seinem Sessel in die Knie.

„Verzeih, Großpapa!“

„Er hatte längst verziehen.“

Gelee von rothen Tomaten. Tadellose, gut durchgereifte, aber zugleich auch stiellose Tomaten werden einen Augenblick in kochendes Wasser getaucht, damit sich die ähne Haut leichter abziehen läßt. Nachdem dies geschehen, giebt man sie in einen Porzellanbecherglas, zerbrüdt und gerührt sie dabeist mit einer kleinen Holzleule. An die durchgetriebene ternlose Masse giebt man etwas Vanille- und Zucker. Man läßt sie einige Minuten stehen, damit sie geleeartige Beschaffenheit annimmt, giebt sie dann sofort zu Tisch und reicht Schlagahne dazu.

Aprifosen-Kaltschale. Man schält etwa zwölf Stück schöne, weiche Aprifosen, von denen man vier Stück in mehrere Theile zererschneidet und nebst den abgeschälten, zererschneitten Kernen sowie den Schalen der Früchte und ½ Pfund Zucker eine Stunde lang tüchtig tochen läßt. Dann giebt man dies durch ein Sieb heiß auf die übrigen, in Kästlein getheilten Früchte, läßt das Ganze erkalten und fügt noch einige Gläser Weißwein hinzu.